

Suhrkamp

Robert
Menasse
Sinnliche
Gewißheit

Roman

suhrkamp taschenbuch 2688

Die »Bar jeder Hoffnung« in São Paulo: Hier, beim Kneipier Oswald, einem Wiener, treffen sich regelmäßig deutsche und österreichische Emigranten, die redselig und zuckerrohrschnapssüchtig von ihren Erlebnissen erzählen, »so als hinge ihr Leben davon ab, daß es erzählt werden könne«. Die Bewußtseinszustände der Trinker waren schon postmodern, als es den Begriff »Postmoderne« noch gar nicht gab. Ihre Erlebnisse und Erzählungen erweisen sich als Wiederholungen von so noch nicht Dagewesenem, sind Farcen oder vorangegangene Tragödien, gleichsam Originalkopien. Aber kann das, was einer wirklich erlebt hat, eine Fälschung sein? Oder sind es die Zusammenhänge, die gefälscht sind? Süchtig sucht Roman, der Ich-Erzähler, das Authentische: in den Abenteuern mit Frauen, in Alkoholexzessen, in den Vorträgen des »Bar-Professors« Singer. Aber alles, was bleibt, ist die Gewißheit, etwas vergessen zu haben.

Robert Menasse
Sinnliche Gewißheit
Roman

Suhrkamp

Zweite, revidierte Auflage des 1988 im Rowohlt Verlag
erschienenen Romans (Erste Originalkopie).



6. Auflage 2023

Erste Auflage 1996

suhrkamp taschenbuch 2688

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-39188-4

www.suhrkamp.de

Sinnliche Gewißheit

*Este livro é dedicado a Judith Katz.
Espere-nos no Nada,
reserve uma mesa
e aí estaremos no grande bar da eternidade.*

HIER IST nicht Einfried, das Sanatorium.

Mein Vater war kein Kaufmann.

Lange Zeit schon bin ich nicht mehr früh schlafen gegangen.

Draußen im Garten strichen die Palmenblätter sanft scharrend über den Wind, wie die langen Fingernägel einer Frau über ein bügelfreies Hemd. Von der Straße hörte man die tiefen, monotonen Pfliffe des Nachtwächters und das leise Scheppern seines alten Fahrrades. Ein Hund kläffte, ein anderer stimmte zornig oder verspielt ein. Irgendwo schrie jemand: »Still!«

Eine Grille imitierte das rhythmische Knarren eines alten Bettes, das ruhelos geisterhafte Echo auf alle Liebesmüh, die ohne Erlösung geblieben ist. Man hörte ein Auto mit quietschenden Reifen in die Straße einbiegen, ein Schuß fiel, und das Pfeifen des Nachtwächters erstarb.

Doch dann setzte es wieder ein, sich entfernend. Nur vage erinnerte die Fehlzündung eines Autos an den Krieg, der außerhalb dieses Viertels herrschte.

Granja Julieta, ein Villen- und Gartenbezirk in São Paulo, Mauern oder Gitter um die Häuser, Scherengitter vor den Fenstern, vergitterte Privatparkplätze, einige große weiße Apartmenthäuser mit Wächterhäuschen und wieder Mauern, ein dichtes Gittersystem, das zusammen mit den Gittersystemen anderer guter Viertel einen Käfig um die schäbigen, armen Teile der Stadt bildete, so daß nicht die Verschanzten, sondern die Ausgesperrten gefangen sind.

Hier wohnte ich, in einer Villa deutscher Einwanderer, in Untermiete.

Ich lag bekleidet auf dem Bett und rauchte, zu müde und zuwenig müde, um mich auszuziehen. Der Zigarettdunst

erinnerte mich nicht besonders, aber doch ein wenig an die russische Literatur, vielleicht, vielleicht auch nicht, weil Rußland so weit weg war, wie der Ort, an dem ich mich befand.

Ich stand auf und schaute aus dem Fenster. Im Vorgarten vor dem Haus sah ich einen hellen Schatten, die Katze.

Auf der Straße, schräg gegenüber, sah ich Maria, die schwarze Empregada meiner Hausherrn, unter einem Baum stehen mit einem Mann, der sie küßte, ohne dabei eine prall gefüllte Plastiktasche, die er in der Linken hielt, abzustellen. Vor einigen Tagen erst war Maria schreiend und weinend aus dem Haus gelaufen, des Diebstahls bezichtigt, heute war sie demütig mit niedergeschlagenem Blick zurückgekehrt, um, nochmals ihre Unschuld betuernd, wieder um ihre Anstellung zu bitten. Großherzig hatte ihr die Hausfrau, Dona Ilse, meine Vermieterin, verschwiegen, daß sie den vermißten Gegenstand inzwischen wiedergefunden hatte. Der Mann trug einen grünen Pullover, der in der Dunkelheit wie Phosphor schimmerte. Er preßte nun die Faust, in der er noch immer diese Plastiktasche hielt, an die Hüfte Marias, die ihre schwarze Hand auf das weiße Plastik legte, so als wäre die Tasche etwas, das unabtrennbar zu ihrer Liebe gehörte, zumindest zu ihren Körpern, die zum Körper eines seltsamen Beuteltiers verschmolzen.

Ich beschloß, noch auszugehen.

Ich hatte einen mit Alkohol betriebenen VW Brasilia. Seine müden Alkoholausdünstungen stimmten mich langweilig auf die Bar ein, die ich nun aufsuchte. Ich hatte es nicht weit bis zur Avenida Adolfo Pinheiro zur *Bar Esperança*, die einem Österreicher gehörte und die von der Handvoll Österreicher, die dort verkehrte, *Bar jeder Hoffnung* genannt wurde.

Die *Bar jeder Hoffnung* war nur für den leicht zu finden, der sie kannte. Sie befand sich in einem von der Straße zurückversetzten Haus, einer scheinbar alten, aber eigent-

lich nur heruntergekommenen Villa, deren Kolonialstil-maskerade sie herrschaftlich erscheinen lassen sollte, während sie zugleich auch knechtisch wirkte, so klein, geduckt und zurückgezogen, wie sie dastand. Auf der Fläche zwischen dem Haus und der Straße befanden sich einige mächtige Bäume, die das Schild mit dem Namen der Bar verdeckten und die nur wenig von dem Licht durchschimmern ließen, das dieses Schild beleuchtete.

Ich trat ein in die Bar, so wie man auf ein Terrarium zutritt und hineinschaut.

Die Holztische mit den alten Thonetsesseln, auf denen die Gäste saßen, statisch wie Statisten.

Links stand die große, alte, verspiegelte und wieder erblindete Vitrine. Ein einstiger Stammgast, ein heute bekannter brasilianischer Maler, hatte einmal auf die Spiegel der Vitrine all das aufgemalt, was sich in ihnen eigentlich spiegeln müßte. Das Spiegel-Bild wirkte, wenn man nicht unmittelbar davor stand, täuschend echt, übte aber durch seine Statik eine regulative Wirkung auf die Gäste aus: wenn etwa einer aufstand und dabei den Stuhl verrückte, brachte er ihn wieder intuitiv in die Position, die mit dem Spiegel-Bild übereinstimmte. Und wenn er es nicht tat, dann machte es beiläufig ein anderer, immer jedoch waren es die Österreicher, die eine Diskrepanz zwischen dem Raum und seiner Abspiegelung am meisten beunruhigte.

Auf der rechten Seite stand der alte, große Bücherkasten, auf dessen Regalbrettern die Spirituosen standen, dazwischen auch einige dicke Bücher, die hier wie Flaschenstützen wirkten.

Davor die große runde Theke aus Altholz und Messing, hinter der Oswald stand, in seiner leicht gebeugten Haltung mit dem schräg gesenkten Kopf, als hätte er beschlossen, diesen, den er zum Aufnehmen der Bestellungen immer neigen mußte, nicht mehr aufzurichten.

»Bier?« fragte er, ich sagte ja, ich wolle eines, grüßte mit ei-

nem »Hallo« den Professor, der mir zunickte, während ein großer, blonder Deutscher, den ich noch nie hier gesehen hatte, mit – täuschte ich mich? – flehendem Blick auf ihn einredete. Judith gab mir einen Kuß auf die Wange und lächelte, um dann ebenfalls den Erzählungen des Deutschen zuzuhören.

»Was gibt es Neues?« fragte ich Oswald, der mir das Bier auf die Theke stellte, er sagte: »Gott sei Dank nix!«

Die Menschen an den Tischen sahen irgendwie hergereist, geradezu geflüchtet aus. Als wären sie soeben mit nichts, als was sie am Leibe tragen, hier im Exil angekommen.

»Sind das wirklich Gäste?« fragte ich Judith, die sich wieder mir zugewandt hatte. »Oder hat Oswald Komparsen für die *Bar jeder Hoffnung* engagiert, als stimmigen Hintergrund für die Stammgäste?«

Judith Katz war die am schönsten verblühende Frau, die ich je kennengelernt habe. Ihre Schönheit war keine, die sich in Fotogenität erschöpft und sich für diese frischzuhalten versucht, sondern beruhte auf einer intelligenten Komposition von Abweichungen vom fotogenen Schönheitsideal. Und die deutlichen Merkmale des Alterns und Verfalls wirkten wie Vandalenakte an einem Kunstwerk, so daß Judith historisch entrückt schien, buchstäblich überlebt, während wir anderen bloß sterblich sind.

Das fahle Schimmern ihres bleichen Gesichts. Sie lachte. Ein Friedhof im Mondlicht, ihre Zähne die Grabsteine.

»Es ist doch bekannt«, sagte sie und sog mit zusammengekniffenen Augen an ihrem Zigarettenstummel, der vor ihrem Gesicht aufflammte wie ein Irrlicht, »daß immer schon der Name eines öffentlichen Lokals vorherbestimmt, welche Art von Menschen es aufsuchen werden.«

Professor Singer wandte den Kopf und sagte:

»Du bestätigst meine alte Theorie, meine Liebe. In einer Bar und in wissenschaftlichen Untersuchungen behaupten wir alles mögliche.«

Mit hochgezogenen Augenbrauen und ins Haar geschobener Brille drehte er sich wieder zu dem blonden Deutschen um, der plötzlich so betroffen blickte, als wäre Professor Singers Satz auf ihn gemünzt gewesen.

Singer war ein schweigsamer Mann, der, wenn man ihn dazu brachte, mehr als einen Satz zu sagen, einen Hang zum Monologisieren hatte, wie fast alle schweigsamen Menschen. Seine Monologe, die manchmal, wenn er aus seinem Schweigen ausbrach, wie Lava aus ihm herausquollen, hatten ihm den Titel Professor eingetragen. Einmal, vor vielleicht zwei Jahren, soll ein Brasilianer hier an der Theke gestanden sein, der – auf die Frage nach seinem Beruf – »Professor« geantwortet habe, worauf sich dann herausgestellt habe, daß er Tennislehrer sei. Singer soll daraufhin, nachdem er ihn eine Weile gemustert hatte, unvermittelt einen langen Monolog gehalten haben, in dem er den »Tennis-Professor« mit Musils »genialem Rennpferd« verglichen habe, eine – wie erzählt wird – unvergeßliche Rede, die von den anderen Gästen als Antrittsvorlesung für seine eigene Professur in der *Bar jeder Hoffnung* akzeptiert wurde.

Er war ein Original-Professor im Sinne des Original-Genies, und Neulinge in der *Bar jeder Hoffnung*, die hörten, wie Singer stets als Professor angesprochen wurde, mochten ihn tatsächlich für einen Universitätsprofessor halten, wozu seine Erscheinung nicht unwesentlich beitrug: die korrekte, aber immer nachlässig getragene Kleidung und die große schwarze Hornbrille, die er manchmal in das glatte, schwarze, ein wenig fettig wirkende Haar schob, wenn sie ihn auf der kleinen Warze am linken Nasenflügel drückte.

Mir gefielen seine Augen, weil sie keine Verräter waren wie bei so vielen anderen, in deren Augen man lesen kann wie in einem offenen Buch, das aber stets ein Plagiat ist.

So wie die Augen dieses Deutschen, in denen gleichsam fettgedruckt der Satz stand: »Ich bin empfindsam«.

Als ich hinsah, sagte er gerade: »Verstehen Sie das? Ich nicht!« Und weil ich hinsah, trafen sich unsere Blicke, so als würde er mich auch gleich in diese Frage mit einbeziehen. Ich trank mein Bier und fragte Judith, was er da erzähle. Sie lachte und sagte: sein Leben. Dann kramte sie in ihrer Handtasche nach ihrem Päckchen Zigaretten, und plötzlich sah ich, wie eine kleine Pistole hervorrutschte, die sie rasch wieder zurücksteckte, worauf sie die Tasche schloß und bei Cleusa, der gerade vorbeikommenden Kellnerin, Zigaretten bestellte. Ich hätte jetzt gern den Zweck dieser Pistole gekannt, aber ich wußte nicht gleich, wie ich danach fragen sollte. Während ich dies dachte, ging Judith auch schon fort und verschwand auf der Toilette. Ich lehnte mich an die Theke, wo Judith gestanden hatte, und befand mich jetzt unmittelbar neben Professor Singer und dem Deutschen, der schon wieder »Verstehen Sie das? Ich nicht!« sagte.

Professor Singer schnaubte, und der fleischige Mund des Deutschen verzog sich zu einem schmerzhaften Lächeln, das besagte: Ich weiß, daß es lebenspragmatisch unverständlich ist, was ich von mir erzähle, aber ein sensibler Mensch wird mich verstehen! Und seine Augen flehten, daß es solch ein sensibler, feinsinniger Mensch sein möge, dem er das augenblicklich alles erzählte.

»Jeder normale Mensch wäre jetzt heimgefahren«, fuhr er fort, »aber ich nicht. Ich bin geblieben, und wissen Sie, was passierte? Ich lernte eine andere Frau kennen, und in die habe ich mich verliebt! Da habe ich beschlossen, eben wegen ihr hierzubleiben, und kaum war ich mit ihr zusammen, kommt Sonja und sagt, sie will zu mir zurück. Verstehen Sie das?« und so weiter, »man hätte sagen können: ist ja prima!« und so weiter, »aber ich habe das eben noch nicht so richtig verarbeitet gehabt, nach allem, was sie mir erzählt hat«, und so weiter, und »jetzt stehe ich Trottel zwischen zwei Frauen«, ich bestellte noch ein Bier, und da war es schon wieder: »Verstehen Sie das? Ich nicht!«

Judith kam vom Klo zurück und lächelte. »Na, padre, haben Sie schon die Absolution erteilt?« fragte sie Professor Singer, wandte sich mir zu und sagte: »Der Junge redet um sein Leben, so als hinge sein Leben davon ab, daß es erzählt werden kann. Ist dir schon einmal aufgefallen, daß die, die interessante Geschichten zu erzählen haben, nie was erzählen? He?« Sie fletschte die Zähne und tippte mit dem Nagel ihres linken Zeigefingers auf die obere Zahnreihe. Ich wollte etwas antworten, wenn ich auch nicht wußte, was, doch da sprach sie schon weiter, immer schneller werdend:

»Oswald, zum Beispiel. Hat er dir schon erzählt, wie er hierhergekommen ist?«

»Nein.«

»Der hat in Wien den Nedomansky, diesen Journalisten, der über den sogenannten Hörsaal-1-Skandal, du weißt, dieses Teach-in über Kunst und Revolution, also der Nedomansky hat darüber besonders hetzerisch geschrieben, und der Oswald hat ihn ein paar Tage später bei einer Vernissage entdeckt, vor die Galerie gezerrt, spitalsreif geschlagen, auf einen Müll-Container gesetzt und fotografiert. Mit diesem Foto hat der Oswald auf der Kunstakademie – er hat ja damals dort studiert – im Siebdruckverfahren ein Plakat produziert mit dem Titel: ›Der Journalist Nedomansky auf dem Misthaufen der Geschichte‹. Diese Plakate hat er – gell, Oswald...« sagte sie zu Oswald, der gerade vorbeikam.

»Was erzählst da für an Scheiß?« sagte er und ging weiter, »...diese Plakate hat er dann in derselben Nacht zum Teil wild plakatiert, zum Teil an Bekannte im Café *Sport* und so weiter verkauft, und am nächsten Tag hat er die Stadt der Lemuren, wie er sagt, verlassen und ist nach Deutschland gegangen, ohne das drohende Gerichtsverfahren noch langmüchtig abzuwarten. In Hamburg hat er sich auf einem Schiff verdingt und ist so nach Brasilien gekommen, und da

ist er jetzt und redet nicht so einen Scheißdreck, verstehst du? Hast du das gewußt?»

»Nein!« sagte ich. »Das habe ich nicht gewußt.«

Sie drehte sich halb zu dem Deutschen um und sagte: »Verstehen Sie das? Sie nicht!« Und wieder zu mir: »Oder Leo, unser Professor Singer! Hat er dir schon sein Leben erzählt? Nein, dabei wäre—« Professor Singer nahm sie um die Schulter und sagte: »Du hast recht, wie immer, meine Liebe. Ich will Ihnen nun eine Geschichte erzählen, lieber Simmel«, sagte er zu dem Deutschen, der mit großen Augen ausgerechnet auf mich starrte, als wäre ich sein Verbündeter, und sich mit der Hand durch sein dünnes blondes Haar fuhr.

»Ah, ja?« Judith lachte auf. »Erzähl! Dann erzähl ich eine, dann er«, sie nahm mich um die Hüfte, »dann jeder hier eine, und draußen herrscht die Pest, und wir müssen uns Geschichten erzählen, ein Decamerone life, bis die Gefahr gebannt ist und wir in die Literaturgeschichte eingegangen sind.«

»Ich werde Ihnen eine kleine Geschichte erzählen«, fuhr Singer zum Deutschen gewandt fort, aber in einem Tonfall, der sich dozierend an uns alle richtete. »Würden Sie mich kennen, wären Sie jetzt überrascht. Ich erzähle nämlich tatsächlich höchst ungern Geschichten, vor allem die, die das Leben schreibt, wie es so schön heißt. Das Leben schreibt nämlich nicht, das Leben ist Analphabet, ich habe noch nie das Leben schreiben gesehen, und alle Versuche der Philosophie, dem Leben Lesen und Schreiben beizubringen, sind gescheitert. Aber ich will jetzt nicht abschweifen, auch wenn es zu etwas Wesentlichem hinführte. Ich wollte nur sagen, daß ich dieses bedingungslose Hererzählen von Geschichten, die man erlebt oder sonstwas hat, verabscheue, dieses soziale Beichtsystem, in dem nicht Interesse an Wissen, sondern nur an Mitwisserschaft herrscht. Aber ich wollte nicht abschweifen, auch wenn es jetzt noch näher zu

etwas Wesentlichem hinführte. Ich wollte nur vorausschicken: – ach, egal. Hören Sie zu! Als ich eines Nachmittags, in Wien, zu meinem Stammcafé spazierte, stieß ich beinahe mit einer Frau zusammen, die unmittelbar vor mir aus einem sogenannten Hundesalon auf die Straße trat. Ihr stelzend unnatürlicher Gang verriet, daß sie alle Blicke auf ihre Schönheit gerichtet fühlte, die, als statistisches Durchschnittsmaß aller Illustriertenschönheiten, wohl wirklich einzigartig genannt werden mußte. Wie sehr dieser Dame das Gepflegte schlechthin am Herzen lag, sah man auch daran, daß sie einen jungen Pudel im Arm hielt, der offenbar soeben frisch geschoren worden war. Das bißchen Fell, das er hatte behalten dürfen, schien dem Hund wie eine extravagante Kleidung übergezogen, ein Triumph des menschlichen Formwillens über das Animalische. Ich war knapp hinter dieser Dame, als sie die Fahrbahn überqueren wollte, aber vor einem rücksichtslosen Autofahrer wieder zurückweichen mußte. Beinahe wurde sie noch gestreift von diesem Auto, das vor ihr durch eine Regenlache brauste, daß das Wasser aufspritzte. Reflexartig machte sie mit den Händen, den Pudel haltend, eine Abwehrbewegung und rief dem Auto nach: Du blöder Hund!

Wenig später saß ich im Café und hörte am Nebentisch einen Rocker – ein Rocker ist, wie Sie wissen, ein Rocker, weil er wie ein Rocker ausschaut – hörte also am Nebentisch einen Rocker sich mit jemandem unterhalten, er sprach Hochdeutsch, auf eine so natürliche und selbstverständliche Weise, so prägnant und zugleich musikalisch, daß ich meinen Mörike-Gedichtband aus der Hand legte und auch die *Presse* wegschob und zuhörte. Und plötzlich verstand ich zum erstenmal all jene, die die Welt heute nicht mehr verstehen, nicht mehr. – Glauben Sie mir diese Geschichte?«

»Ich weiß nicht«, sagte Simmel. »Ich weiß nur, daß ich nicht verstehe, was Sie damit sagen wollen . . .«

»Nun, mein Freund, dann wissen Sie alles, was notwendig ist, um die Welt nicht zu verstehen. Dieses Nicht-Verstehen ist ja, wie Sie nicht wissen, eine spezifische Bewußtseinsform des Wissens, die es Ihnen erlaubt, sich in Wirklichkeit auf die Welt zu verstehen. Sie wissen sich zu ernähren, Sie wissen sich zu kleiden, zu wohnen, Sie wissen Ihrer Arbeit nachzugehen, Sie wissen zu reden und sich mit anderen in Verbindung zu setzen, und Sie wissen zumindest von jenen Gesetzen, die in Ihr Leben hineinwirken und die Sie zu befolgen wissen, um nicht dem Leben, auf das Sie sich so gut verstehen, entzogen zu werden! Sie sehen: Sie wissen nicht, daß Sie etwas wissen, aber manche wissen nicht einmal das nicht!«

Judith lachte ekstatisch, und Simmel hatte es sehr eilig, zu zahlen und zu gehen.

Nun setzten wir uns zu dritt an einen Tisch. Es war ein alter Spieltisch mit einem eingelegten Schachbrett, auf dessen quadratischen Feldern die darauf abgestellten Gläser im Lauf der Zeit zahlreiche Ringe hinterlassen hatten, so daß es wie das Spielbrett eines ganz anderen, aber dennoch strategischen Spiels aussah.

Ich weiß nicht, warum ich später, als ich die Geschichte dieser Zeit aufschreiben wollte, so hartnäckig dachte, daß dieser Abend der Anfang gewesen ist. Natürlich war das kein Anfang, auch wenn alles so unbedeutend und unverständlich schien, wie bei jedem Anfang. Zumindest dachte ich damals zum ersten Mal: Ich habe die falschen Regeln gelernt.

Ich starrte auf das Spielbrett, sah, wie Leo Singer sein Glas hob und dann auf ein anderes Feld stellte. Im Gegenzug nahm Judith ihr Glas vom Brett.

Der nächste Tag war so heiß, daß man beim Gehen im Asphalt Spuren zurückließ. Ich mochte das nicht gern. Vor dem Haus stand Maria mit dem Wasserschlauch und spritzte den Vorplatz. Sie trug Plastiksandalen, eine abge-

schnittene Jeans und ein T-Shirt, das so eng war, daß es auch in die Falten kroch, die ihr der Büstenhalter ins Fleisch schnitt.

Den Schlauch hielt sie mit einer eigentümlichen vergnügten Monotonie mal dahin, mal dorthin. Man hatte das Gefühl, daß das Wasser schon verdunstete, bevor es auf den Boden traf. Manchmal sah es aus, als würde Maria nur einen kleinen Regenbogen waschen, auf den sie mit ihrem Schlauch zielte. Das war eine schöne Kunst, die mich minutenlang interessierte.

Ich stand am Fenster.

Beim Haus gegenüber war das Garagentor geöffnet, in dessen Schatten saß ein privater Wächter auf einem Sessel, im Schoß hielt er ein Radio. Er grüßte den Briefträger. Er rief Maria etwas zu, ein Scherzwort, denn ich sah ihn lachen.

Der Wächter war müde, er hielt immer ein Auge offen.

Er trug auch bei größter Hitze eine Phantasieuniformmütze, die am ehesten noch an eine Kapitänsmütze erinnerte. Ab und zu lüftete er sie und wischte mit einem Taschentuch den Schweiß von der Stirn.

Maria war verschwunden, der Schlauch lag am Boden, sich windend wie eine Schlange. Plötzlich lag er ruhig, das Wasser hörte auf zu rinnen. Maria kam wieder und trug den Schlauch weg.

Dona Ilse trat vor das Haus. Ihr mächtiger Körper steckte in einem sommerlichen, doch züchtigen Dirndl, das blonde Haar war wie immer zu einem Kranz geflochten, in ihrem weißen Gesicht hingen rund und rot die Wangen, tatsächlich wie Äpfel. Sie sah nach der Post. Die *Deutsche Zeitung* war gekommen. Warum ging Dona Ilse mit all ihrer Deutschtümelei nicht nach Deutschland zurück? Sie hatte immer jenes Lächeln, das man auf diesen Fotos in den Gesichtern der Mädchen sieht, denen der Führer die Wange streichelt. Vielleicht deswegen! Es war halb zwölf, und ich war noch im Morgenmantel. Ich zog mich an und ging in

die *Paderia*, um Brot und Schinken zu kaufen. Als ich zurückkam, begegnete ich vor dem Haus Senhor Eurico, wie Dona Illes Gatte Erich hier in Brasilien hieß. Manchmal aß er mittags zu Hause. Er stieg gerade aus dem Auto: ein hagerer Mann, schütteres Haar, eine klobige, dunkle Brille, ein weißes Hemd, das er der Bequemlichkeit wegen zwei bis drei Nummern zu groß trug, so daß der geschlossene Kragen an seinem Hals so weit herunterhing, daß man einige sich hervorkräuselnde schwarze Brusthaare sehen konnte, während sich ein winziger Krawattenknoten unter dem langen, spitzen Kragen versteckte. Ein leichtes mausgraues Sakko trug er über dem Arm, die Hose war zu kurz. Er warf die Wagentür zu und betrachtete den Wagen, als wundere er sich, daß er ohne Unfall heimgekommen war.

Er machte auf mich den Eindruck eines Mannes, der ein geheimes, ganz ausgefallenes Hobby hat, das er mit wissenschaftlicher Akribie betreibt, während ihm das tägliche Leben als ein System von geheimen Verabredungen und Übereinkünften erscheint, in die er nicht eingeweiht ist, das er aber zumindest mit den Erkenntnissen seiner Privatwissenschaft zu meistern versucht. Vielleicht hat er recht.

Wir grüßten einander.

»Viel zu tun?« fragte ich ihn höflich.

»Es ist unglaublich!«

Er nickte mir nochmals so aufmunternd wie geistesabwesend zu, ich ging in meine Wohnung und machte mir das Frühstück. Ich hielt es aber nicht aus, beim Essen am Tisch sitzenzubleiben. Kaum hatte ich ein *pão francês* aufgeschnitten und Schinken hineingelegt, stand ich schon auf und ging essend im Zimmer auf und ab, kehrte nur ab und zu zum Tisch zurück, um einen Schluck Kaffee zu trinken. Ich machte mir ein zweites Schinkenbrot, das ich auf und ab gehend oder am Fenster stehend aß, und ich aß so hastig, als hätte ich keine Zeit. Ich hatte aber Zeit. Ich ließ mechanisch und desinteressiert die Seiten einiger Bücher, die

auf dem Schreibtisch lagen, durch die Finger gleiten, aß und bröselte dabei in die Bücher hinein. Ich ging zum Tisch zurück und trank Kaffee, schließlich zündete ich mir eine Zigarette an und stellte mich wieder ans Fenster. Die Straße, das Haus gegenüber, die Garage, der Wächter, die Mauern, Gitter, Gärten. Ein farbiges Dienstmädchen in blauem Kleid mit weißer Schürze ging vorbei, an der Hand hielt es ein kleines weißes Kind. Der Wächter grüßte, das Mädchen blieb stehen, sie begannen zu reden. Das Kind lehnte seinen Kopf an die Schürze des Mädchens. Eine schwarze Hand strich über das weißblonde Haar. Knatternd bog ein Go-cart-Auto in die Straße ein, das ein etwa zwölfjähriger Bub lenkte. Er rattete die Straße entlang und verschwand wieder. Das Mädchen sagte etwas, und der Wächter schüttelte mißbilligend den Kopf.

Auf meinem Schreibtisch lagen achtundzwanzig Doppelbögen A 4, in denen mit immer anderer Handschrift immer dasselbe stand: Antworten.

Am Abend spielte ich mit Norbert Tennis. Norbert war ein Deutscher, der schon seit einigen Jahren in São Paulo lebte und hier im Export-Geschäft arbeitete. Ich hatte ihn bald nach meiner Ankunft kennengelernt, wir hatten uns angefreundet, ich wurde Mitglied in seinem Tennisclub, und wir spielten regelmäßig eine Partie.

Norbert bewegte sich selbstverständlich und flink auf dem Platz.

Ich beneidete Norbert, wie selbstverständlich er alles als das nahm, was es war – wenn es so wäre. Er hatte immer ein schelmisches Lächeln: er raubte dem Leben die Köder von den Fallen. Er war sensibel: er ließ sich graue Haare wachsen. Nicht der Schnee des Alters – er war zehn Jahre älter als ich –, nein, das Silber der Sorgen, durch die man auch hasten kann wie durch einen verwunschenen Wald, nur die Spinnfäden zerreißen. Immer auf die Lichtungen zu. Die Spinnfäden der zurückgelassenen Sorgen, die nun